

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 17.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(16. Fortsetzung.)

Der Konsistorialrat Kölle befand sich in seinem Studirzimmer. Er saß an seinem eleganten, aus Ebenholz gefertigten und mit reichem Schnitzwerke gezierten Schreibtische und arbeitete. Eben hatte er die Disposition zu einer Traurede entworfen, die er am nächsten Tage zu halten hatte. Der soeben zum Rittmeister und Eskadronschef avancirte Premierlieutenant Graf Waldkirch heiratete die Prinzessin Sibylla von Tannenberg, des Herzogs von Tannenberg jüngste Tochter. Die Tannenberg waren katholisch und unter gewöhnlichen politischen Umständen hätte die Trauung des hochadligen Pares sicherlich in der römisch-katholischen Hauptkirche von B., dem Dom, stattgefunden, und der Bischof Heinrich oder zum mindesten der dem Kirchenfürsten im Range am nächsten stehende Priester, der Weihbischof, hätte dem Ehebündnis den Segen der Kirche gespendet. Aber die politischen Verhältnisse hatten eine merkwürdige Veränderung erlitten — der sogenannte Kulturkampf hatte just den Gipfel der gegenseitigen Feindschaft und Erbitterung erreicht. Die Statsregierung war im Begriff, zu Maßregeln zu schreiten, welche die langbehaufte Selbständigkeit der katholischen Kirche zu bedrohen und ihre Herrschaft über die Gemüther des katholisch-gläubigen Volkes ernstlich zu gefährden angingen. Hie und da waren sogar diese Maßregeln unter denen die Absetzung von Bischöfen und gewaltthame Uebernahme der Finanzverwaltung seitens des Staats für die betreffende Kirche die empfindlichsten waren, bereits in Kraft getreten und hatten für längere Zeit jeden gütlichen Ausgleich unmöglich gemacht. Die Kirche mit dem zallosen Heere ihrer streitbaren Diener dachte nicht daran, sich zu unterwerfen, sie war vielmehr zum äußersten Widerstande gerüstet und entschlossen. Begreiflicherweise namen an diesem Zwispalt zwischen Stat und Kirche weite Kreise des Publikums lebhaften Anteil und besonders leidenschaftlich ergriff man in den Birkeln und Familien der vornehmen Gesellschaft für und wider Partei.

Der Vater des Grafen Waldkirch, der alte Fürst von Waldkirch Buchenfels, zählte zu denjenigen Mitgliedern des höchsten Adels, welche in diesem Streite mit denkbar größter Energie auf Seiten des States kämpften.

Er war ein alter Soldat, hatte als Generallieutenant seinen Abschied genommen und schwärmte für die von Gott gewollte und begründete Allmacht des States. Der Kirche wies er die seiner Meinung nach allerhöchst ehrenvolle Aufgabe zu, die vornehmste Dienerin und Gehilfin des States zu sein, bei dessen schwieriger Arbeit die, wie der im Banne altaristokratischer An-

schauungen aufgewachsene und altgewordene Fürst meinte, vorwiegend schlechten und schädlichen Neigungen und Willensregungen des „gemeinen“ Volkes niederzuhalten und mit der göttlichen Statsordnung in Einklang zu bringen. Diesen Platz hatte die protestantische Kirche von Anbeginn ihres Bestehens bereitwillig eingenommen und gleich ihr sollte es die katholische Kirche tun, und wenn sie nicht Lust dazu zeigte, mußte sie eben dazu durch die Staatsgesetze und deren unnachsichtige Ausführung gezwungen werden.

Bei dieser Anschauungsweise mußte der Fürst, solange dieser sogenannte Kulturkampf dauerte, die entschiedenste Feindseligkeit gegen die katholische Kirche empfinden und er gab dieser Feindseligkeit ungeheuchelten Ausdruck bei jeder Gelegenheit. Daher hätte er, wenn es nicht anders gegangen wäre, selbst auf die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, der verwantschaftlichen Verbindung seines Hauses mit dem der Tannenberg, verzichtet, wenn das Haupt derselben darauf bestanden hätte, daß die Trauung von den statsfeindlichen katholischen Priestern und in einem katholischen Gotteshause vollzogen würde.

Aber der Herzog von Tannenberg war zwar katholisch, wie seine Väter waren, aber im Grunde seines Herzens interessirte ihn seine eigene Religion nicht mehr als etwa die Hindureligion. Er war viel jünger als der Fürst Waldkirch, obgleich sein ältester Sprößling bereits dreißig Lebensjare hinter sich hatte; er war sogar noch ein recht flotter Lebemann, der tausendmal lieber intognito die Closerie des Piles in Paris besuchte, als die Kirche, und ein ausgezeichnet feines Diner jeder — auch der interessantesten — Herrenhausfizion vorzog.

Die Religion war dem Herzog von Tannenberg eine ganz vortreffliche Erfindung — eine Erfindung, welche die herrschenden Gesellschaftskreise seiner Ansicht nach als Stütze und Fundament für die Moral und Gesezesliebe der Massen nicht gut entbehren könnten — darin war er mit dem Fürsten Waldkirch so ziemlich einig. Aber erwärmen konnte er sich absolut nicht für oder gegen die Religion — käme die Religion und mit ihr die religiöse Moral dem Volke je abhanden — nun dann, meinte er, blieb ja immer noch die Moral der Kanonen und Mauergewere übrig, eine Moral, die vollständig zur Warung der Ruhe, die des Bürgers erste Pflicht ist, ausreicht. Uebrigens hatte die Religion ja inbetracht des Bildungsgrades der Volksmassen noch alle Aussicht auf längeren Fortbestand und gedeiliche Wirksamkeit, — solange der Herzog lebte, hielt sie sicher noch vor; um das, was

nach seinem Tode geschehen könnte, mochten sich seine Nachkommen den Kopf zerbrecen. So war es ihm denn auch im höchsten Grade gleichgültig, ob der Staat die Kirche oder die Kirche den Staat beherrschte oder ob die beiden als ebenbürtige Machtfaktoren gemeinsam das Volk regierten, — er nam weder für oder gegen einen der kämpfenden Teile Partei, kimmerte sich kaum darum, wie sich der Kampf entwickelte und versicherte seinem durchsichtigen Freunde, dem alten Waldkirch, in jovialer Heiterkeit, daß er der Trauung seiner Tochter mit dem Sohne des Fürsten mit Vergnügen überall beizuhören würde, nur in keiner — Pfui Teufel! für es ihm unwillkürlich über die Lippen — nur in keiner Synagoge.

So waren die beiden Väter leicht über die Trauungsfrage einer Meinung geworden, und dem Sohne des einen wie der Tochter des andern war dieselbe durchaus eine Nebenache. Dem Grafen Waldkirch war der Kulturkampf nur eine Modefache, eine Art Sport, an dem man sich dem Zuge der Zeit folgend beteiligt, so lange dieser sich bemerklich macht und die Prinzessin Sibylla hätte zwar den katholischen Dom der protestantischen Haupt- und Pfarrkirche vorgezogen, weil sich darin eine Trauungsfeierlichkeit großartiger und ergreifender anläßt, wie es beim katholischen Gottesdienste gegenüber dem protestantischen überhaupt der Fall ist, aber sie war eine von jenen passiven Naturen, die alles geduldig über sich ergehen läßt, wenn es sie in ihrem gewohnten Leben und Treiben nicht gerade empfindlich stört.

Daß der Konsistorialrat Külle gewält wurde, die Trauung zu vollziehen, war fast selbstverständlich. Er war nicht nur ein berühmter Kanzelredner, sondern schlechtweg der berühmteste, den die evangelische Kirche des ganzen Landes aufzuweisen hatte. Und auch unter der katholischen Geistlichkeit kante man nur einen, der sich mit ihm zu messen vermochte, der ihn in seinen besten Jahren sogar wol noch übertroffen hatte — das war der Bischof Heinrich selbst.

Aber der Bischof Heinrich war nahezu achtzig Jar alt und ließ sich zu Kanzel- und Altarreden nur noch sehr selten herbei. Hätte also der Kulturkampf auch nicht getobt, so wäre es immerhin noch sehr fraglich gewesen, ob dem jungen Pate das Glück einer Trauung durch den hohen kirchlichen Würdenträger selbst zuteil geworden wäre.

Außer dem hohen Ansehen, welches der Konsistorialrat als Redner genoß, war noch ein anderer Umstand bei seiner Wahl als Trauungsprediger für das fürstliche Par maßgebend gewesen, der mit seiner großen Beliebtheit bei der Damenwelt zusammenhing: eine ältere Freundin der Prinzessin Sibylla, Baronin Greifenstein, war eine besonders eifrige Verehrerin des Konsistorialrats und die unermüdliche Verbreiterin seines Ruhmes in den Kreisen der Aristokratie.

Der Konsistorialrat hatte eben einen resedadustenden zartrosafarbenen Brief erhalten, den ihm die Baronin geschrieben hatte. Sie legte ihm darin eine lange Reihe von Bitten an's Herz, die sich auf den Inhalt der Traurede bezogen — die verstorbene Herzogin von Taunenberg, die Mutter der Prinzessin, möchte er erwänen und alle ihre Tugenden preisen, von denen die Baronin weit über ein Duzend herzu zählen wußte, ferner die Großmutter der Prinzessin, überhaupt möglichst viele von den weiblichen Vorfahren, die alle unvergleichliche Muster und Meisterinnen der Tugend waren. Dem Bräutigam möchte er vor allem die eheliche Kardinaltugend, die der unverbrüchlichen Treue so recht herzbeweglich vor Augen führen, damit ihr liebes süßes Sibyllchen ja recht glücklich würde.

Ein seltsames Lächeln flog über das Antliz des Konsistorialrats, als er diese Stelle des Briefes las, und dieses Lächeln kehrte wieder und blieb längere Zeit haften in seinen Zügen, als er bei dem Schlusse des Schreibens angelangt war, worin die Dame ihn versicherte, daß sie noch gar viel ihm mitzuteilen hätte, aber alles ließe sich unmöglich in einen Brief zusammenfassen und vieles ließe sich für eine des Umganges mit der Feder nicht sehr gewöhnte Frau besser mündlich als schriftlich ausdrücken.

„Aha!“ sagte der Konsistorialrat langsam und mit nachdrücklicher Betonung vor sich hin. „Wie lange ist es doch her? Wol schon drei Jare — wenige Monate darauf heiratete sie zum zweitenmale. Es war eine wunderbare Nacht — ich höre noch den Schlag der Nachtigallen, sehe die Leuchtkäfer noch durch die Finsternis gaukeln, die Venus war der einzige Stern, der sich vom tiefschwarzen Firmament hellstralend abhob — die Venus!“

Seine großen tiefgrünen Augen funkelten sonderbar. Nach kurzer nachdenklicher Pause für er fort:

„Tags darauf — reiste sie nach Italien, wo sie der Zufall dem Baron Greifenstein in den Weg und in die Arme fürte, — und ich — ich werde es nie vergessen — hatte noch am Vormittage auch eine Traurede zu halten und sprach — — über die eheliche Treue.“

Wieder hielt er inne. Er legte den Brief in ein Fach seines Schreibtisches und verschloß dasselbe. Dann nam er von neuem sein Selbstgespräch auf.

„Was es doch einer Maskerade der Seele und des Leibes bedarf um der Mode willen, die die Erde zum Jammertal und das Leben zum Leiden machen! Tausend Erfindungen des Unverstandes hindern den Menschen, seinen Gefühlen ungeheuchelten Ausdruck zu gewären, seinen Reigungen und Leidenschaften frank und frei zu leben. Und o Ironie des Geschicks! diejenigen, deren scharfen Geistesaugen kein Mädchen in dem riesigen gewaltigen Getriebe irdischer Torheit verborgen ist, müssen sich zu Hütern und Pflegern des Unverstandes hergeben, wenn sie anders selbst nur ein bescheiden Teil von den Gütern und Freuden des Lebens genießen wollen. Wenn ich eines Tages auf die Kanzel träte und den Leuten sagte, was ich in Wahrheit von der Welt, von der Erde und vom Himmel halte! Nicht nur, daß ich das letztmal von jenem Plaze aus zu ihnen gesprochen hätte, nein sie würden mich, wenn es gut ginge, auf Lebenszeit in's Narrenhaus sperren oder mir den Prozeß machen aufgrund eines halben Duzend der Paragraphen ihres Strafgesetzbuches; sie setzten mich ab mit Schimpf und Schande, ich fände keinen Beruf mehr, in dem ich mir mein täglich Brot erarbeiten könnte, kein gastlich Haus, das sich mir öffnete, keinen Menschen, der da wagte, mir die Hand zu bieten — zeit lebens wäre ich der Schmach, der Verfolgung und dem Elend überantwortet. Alles — alles, weil ich einmal, nur einmal gesprochen hätte, wie ich denke und wie viele reden — viele von jenen, die an den Brüsten der Wissenschaft zu Denkern sich großgenährt haben. Wir leben in der Zeit der Aufklärung, sagen die Leute, der Humanismus und die Revolution betreiben das Werk der geistigen und leiblichen Völkerbefreiung seit einem Jarchundert — die Demokratie, der Radikalismus in Politik und Volkswirtschaft rüttelt an den Säulen des Bestehenden und unterminiert maulwurfartig Stat und Kirche. Und was hat es auf sich mit dieser modernen angeblichen Geistesbewegung: Die Pfaffen der Revolution, die Jesuiten des Humanismus zerren an unsern Roben und wer da Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der weiß, daß all' ihre Tiraden sich in dem einen Satz: *Oto-toi que je m'y mette!**) zusammen fassen lassen. Ihre Humanität, ihre Demokratie, ihr Radikalismus auf allen Gebieten des Lebens und Wissens ist Phrase und Spiegelschere — — Und das Volk? Nun das Volk und niemand sonst ist der Tyrann, der all' die Torheit und den Trug gebieterisch verlangt. Unser modernes Volk hat nur einen Gözen, dem es in knechtischer Demut zu Füßen liegt, das ist eben der Göze der Phrase. Wer von ihm erleuchtet und durchdrungen ist, der wird geachtet, geliebt, bewundert und angebetet, der genießt und herrscht — gleichviel ob er ihn von der Kanzel oder vom Kateder, von der Palamentstribüne oder vom Ministertische, in Vereinen oder Volksversammlungen aus sich reden läßt, gleichviel ob er Reaktionsär oder Revolutionär, Aristokrat oder Proletarier ist. Und die Moral von alledem und alledem — an dem auch nicht ein Titelchen erdichtet noch entstellt ist? Heute mit den Wölfen, — sei ein Tor mit dem Törichten — und wenn du über sie emporragst an Verstand und Erkenntnis, so heule besser, als sie alle, hand habe das köstliche Werkzeug der Phrase als Muster und Vorbild!“

Der Konsistorialrat war bei seiner erbaulichen Betrachtung warm geworden. Er strich mit dem kostbaren seidnen Taschentuche über die hohe Stirn.

„Von meinen Herren Amtsbrüdern denken freilich nicht viele gleich mir — es gibt genug kindlich Befangene unter ihnen und viele, welche — um mich zu einem Gemeinplaz hinabzulassen — wie der Vogel Strauß vor der Erkenntnis von der Jämmerlichkeit der Welt und der Narrheit der Menschen den Kopf in den Busch stecken — —“

Er wurde unterbrochen. Es pochte leise an die Tür.

„Wer ist da?“ rief er.

Die Tür wurde nur eine schmale Spalte weit geöffnet und eine Weiberstimme fragte schüchternen, fast ängstlichen Tones: „Ist der Herr Konsistorialrat vielleicht auf einen Augenblick für den Herrn Studiosus zu sprechen?“

*) Erhebe dich, daß ich mich setze!

„Für meinen Sohn — er mag kommen!“

Wenige Minuten darauf erschien der Studiosus Becker, alias Schleiermacher auf der Schwelle und grüßte seinen Pflegevater auf das ehrerbietigste.

„Der Höchste sei mit dir, mein lieber Sohn. Was führt dich zu mir?“

„Ich wollte mir erlauben, mein hochverehrter Herr Vater, Ihnen in der Angelegenheit meines Kommilitonen und Bundesbruders Häßler eine Mitteilung zu machen.“

Der Konsistorialrat nickte nur und wies auf einen Stuhl. Er war außerordentlich gnädig gegen den Pflegejohn, denn er erlaubte ihm, sich eine der köstlichen Havannas zu nehmen, welche in elegantem Rauchneccessär auf dem Schreibtische standen.

Becker steckte, äußerst woltuend durch soviel Güte berührt, eine der Cigarren zu sich. Sie sofort im Studirzimmer des Vaters in Brand zu setzen, wagte er selbstverständlich nicht.

Dann erzählte er. Der Konsistorialrat hörte anscheinend one viel Teilname zu. Als Becker mitgeteilt hatte, daß er seinen Bundesbruder Guido von Frank, der der Leibkalt des Fuchses Häßler, also gewissermaßen sein akademischer Vormund und Beschützer sei, von dem der Schwester Häßlers drohenden Verderben unterrichtet hatte, hob der Konsistorialrat an:

„Sage mir, mein lieber Sohn, ist von Frank wirklich in höherem Grade klug, energisch und verschwiegen?“

„Er ist der geistreichste und willensstärkste von allen meinen Kommilitonen und gehört, wie ich glaube, zu den Menschen, die nie ein unbedachtes, ich möchte inbezug auf ihn fast behaupten, unberechnetes Wort sprechen.“

Der Konsistorialrat wiegte das große Haupt langsam hin und her. Ob er mit dem, was er hörte, zufrieden war oder nicht, konnte Becker nicht erkennen.

„Sage Frank, er möge sich übermorgen gegen Abend zu Specht begeben. Ich halte für sehr wahrscheinlich, er werde sich zu dieser Zeit überzeugen können, daß Stein im Hause Spechts aus- und eingeht. Wie ich gehört, pflegt er des Sonnabends zur Stadt zu kommen.“

Damit entließ er den Pflegejohn mit einer freundlichen Handbewegung und den Worten:

„Ich habe heute noch einen Besuch bei dem General von Pommer zu machen, der von schweren körperlichen Leiden heimge- sucht ist, und werde zur Abendmalzeit schwerlich schon zurück sein. Melde das der lieben Mutter, mein guter Sohn. Gott befohlen — Gott befohlen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(5. Fortsetzung.)

Das Mitgefühl beruht auf folgendem psychologischen Grundgesetz: „Dadurch, daß wir uns etwas Unseresgleichen, zu welchem wir keine Seelenbewegung hatten, von einer Seelenbewegung afficirt vorstellen, werden wir eben dadurch von einer gleichen Seelenbewegung affizirt (Spinoza, Etic III, Satz 27*).“

Man kann das Verhältnis von Mitgefühl, Wolwollen und entsprechenden Maximen (wie überhaupt das Verhältnis von Gefühl, Wollen und Maxime) unter dem physikalischen Bilde der Aggregatzustände versinnlichen. Der luftförmige Körper, z. B. der Wasserdampf, wird bei abnehmender Wärme zum flüssigen Wasser und dieses bei weiter sinkender Temperatur zum festen Körper, zu Eis. So verdichtet sich Mitgefühl und Wolwollen zu moralischem Humanitätsprinzip, zur moralischen Gesinnung, die wir Pflicht (Pflichtbewußtsein) nennen, sobald sich dieselbe hinlänglich gehärtet hat. Oder ein anderes Bild: das Wolwollen ist der Baum, der mit den Fasern des Mitleids im Gefäßvermögen wurzelt und welcher die sittlichen Maximen als Blüten zeitigt, welche das humane Handeln als Frucht hervorbringen.

Das Mitgefühl, das wir als moralisches Fundament aufstellen, ist darum nicht jenes sentimentale, weiche, immer überströmende Gefühl, welches sich häufig mehr als schwächlichen Affekt, denn als kräftiges Motiv zum Handeln kennzeichnet**); bei gesunden Na-

turen verbirgt sich dasselbe vielmehr gewöhnlich im Allerheiligsten des Herzens (und kommt nur nach außergewöhnlicher, heftiger Erregung zum affektmäßigen Ausbruch). Aber es hat in der Sphäre des Wollens die Maxime gezeugt, mit der es gleichsam durch seine Leitungsdräte in Verbindung steht*), so daß seine Sensibilität im positiven Sinn erregt wird, wenn der Maxime gemäß gehandelt wird, im negativen beim Gegenteil.

Dieses zu Wolwollen, Gesinnung und Pflichtbewußtsein gewordene Mitgefühl wird auch alsdann sich bewahren, wenn, was bei dem fluktuierenden Gefühl nicht selten der Fall ist, ein Zustand der Indifferenz eingetreten, oder die betreffende Gefühlsform infolge psychischer oder physischer Störungen in ihr Gegenteil umgeschlagen ist.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen
Wolwollen aber wird ewig siegen.

(Goethe.)

(Sobald einmal eine Gefühlsweise zur Gewohnheit geworden ist, wird dieselbe nach vorübergehender Störung sich wieder einstellen und, wenn der Mensch während jener Störung in einer ihr entgegengegesetzten Richtung gehandelt hat, sich als Neue äußern.)

Aus dem Wolwollen gegen alle Menschen ergibt sich auch als notwendige Konsequenz die Rechtsschaffenheit, die Gewissenhaftigkeit, überhaupt die Unterwerfung unter die Gesetze. Denn in dem Wolwollen gegen die Menschen ist das gegen die Mitbürger begriffen, aus dem die Gerechtigkeit als folgerichtige Gesinnung resultirt und zwar die Gerechtigkeit auch in solchen Fällen, wo durch Verletzung derselben niemand ein eigentliches Leid zugefügt wird. Ueberhaupt folgt aus dem Wolwollen die Gesinnung:

Handle so, wie du kauft wollen,
Daß auch andre handeln sollen.

(Vordenstedt nach Kant.)

und eine Verletzung desselben ist mit dem Wolwollen unverträglich.

*) Schopenhauer nennt die moralischen Grundsätze „das Verhältnis, das Reservoir, in welchem die aus der Quelle aller Moralität (nach ihm Mitleid) aber welche nicht in jedem Augenblick fließt, entsprungene Gesinnung aufbewahrt wird, um, wenn der Fall der Anwendung kommt, durch Ableitungskanäle dahin zu fließen. Es verhält sich also im Moralischen, wie im Physiologischen, wo z. B. die Gallenblase als Reservoir des Produkts der Leber notwendig ist und in vielen Fällen. One fest gefasste Grundsätze würden wir den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affekten erregt sind, unwiderstehlich preisgegeben sein.“

*) Vgl. hierzu die Anmerkung: „Diese Nachahmung der Seelenbewegung heißt, wenn sie sich auf die Unlust bezieht, Mitleiden.“ Folgesatz: „Ein Wesen, das wir bemitleiden, werden wir, so viel wir können, von seinen Leiden zu befreien streben.“ Anmerkung: „Dieser Wille oder dieses Verlangen, wol zu tun, das daraus entspringt, daß wir ein Wesen bemitleiden, dem wir eine Wohlthat erweisen wollen, heißt Wolwollen, welches also nichts anderes ist, als eine aus Mitleid entsprungene Begierde.“

**) Vgl. Lessing's Nathan (I, 2.):

„Begriffst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlafste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?“

Goethe, Götz v. Berlichingen (I. Aufzug: Gottfrieds Schloß): „Die Wolltätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen. Menschen, die aus Weichheit woltun, immer woltun, sind nicht besser als Leute, die ihren Urin nicht halten können.“ — Nur in diesem Sinne ist der Ausspruch Spinoza's zu verstehen: „Mitleiden ist bei einem Menschen, der nach der Leitung der Vernunft lebt, an sich schlecht und unnütz.“ — Hieraus folgt, daß der Mensch, welcher nach dem Gebote der Vernunft lebt, so viel als möglich zu bewirken strebt, daß er nicht von Mitleiden berührt werde“ (Etic, IV, 30. Vgl. die Bemerkung hierzu).



Fassen wir einstweilen das Ergebnis des Bisherigen zusammen, so ergibt sich, daß das auf Mitgefühl beruhende Wohlwollen, wenn es so vollständig sich entwickelt hat, daß es zur kräftigen moralischen Gesinnung geworden ist, die Postulate der Humanität, so weit seine Machtphäre reicht, verwirklichen wird.

18. Kapitel. Hindernisse des Wohlwollens und ihre Bewältigung.

Wir haben das Mitgefühl auf ein psychologisches Grundgesetz zurückgeführt: Wie kommt es, daß dennoch so häufig gegen dasselbe



1. *Platanthera bifolia*. 2. *Ophrys apifera*. 3. *Cypripedium calceolus*. 4. *Orechis Morio*. 5. *Oncidium lentiginosum*. 6. *Burlingtonia decora*. 7. *Vanda tricolor*. 8. *Phalaenopsis amabilis*. 9. *Cattleya maxima*. 10. *Restrepia elegans*. 11. *Odontoglossum grande*. 12. *Dendrobium chrysanthum*. 13. *Coryanthes Albertinae*. 14. *Stanhopea ornatiflora*. 15. *Cymbidium aloefolium*.

Einheimische und exotische Orchideen.

(Seite 214.)

gehandelt wird? Wir werden hauptsächlich drei gegnerische Faktoren anzunehmen haben. 1. Das Ignoriren des Seelenzustands anderer. 2. Die Kollision der Interessen des Ich mit denen anderer. 3. Der Haß, der sich häufig zum Rachgefühl steigert. Das Ignoriren des Seelenzustands anderer wird hauptsächlich

bei Menschen von geringer Intelligenz und Kultur angetroffen. Es ist darum eines der vorzüglichsten Wirkungsmittel volkstümlicher Moralprediger, den Seelenzustand der Unglücklichen und Bedrängten ihrem Publikum lebhaft zu schildern. Sie brauchen alsdann keiner weiteren Argumente; denn sobald der

leidende Zustand anderer erkannt wird, pflegt sich das Mitleid zu regen und es offenbart sich oft in rührender Opferfreudigkeit. — Wie sehr das Mitgefühl der menschlichen Natur inhärent, läßt sich auch sehr deutlich an der Wirkung ermessen, welche Romane oder Schauspiele auf naive Volkstheile ausüben. Mit welcher Spannung wird ein günstiger Ausgang ersehnt, wie klopfen die Pulse, wie belebt sich der Blick und welch einen niedererschlagenden Eindruck macht ein tragischer Ausgang, wie reichlich fließen oft die Tränen.

Weitaus am meisten ist es die Kollision der Interessen, welche das Mitleid zurückdrängt, das moralische Handeln vereitelt. Der Egoismus, die Selbstliebe kommt hier mit dem Mitgefühl in Konflikt. Je nachdem nun die Vorstellung des fremden Gefühlszustandes lebhaft oder minder lebhaft empfunden wird, wird entweder das Wohlwollen oder der Egoismus die Oberhand gewinnen. Auf dem Standpunkt richtiger ethischer Reflexion wird nun das Jünglein der Seelenwege nach der Seite des Wohlwollens sich neigen, zufolge der psychologischen Einsicht das Wohlwollen als habituelle Eigenschaft der Seele für die individuelle Glückseligkeit unentbehrlich so daß diese eine dasselbe nicht denkbar ist, daß aber ein jedes inhumane Verhalten das Wohlwollen schwächt und bei häufiger Wiederholung allmählig abstumpft und verroht; durch die Einsicht ferner, daß der Reflex, den das fremde Bild in das eigene Gemüt wirft, als ebenso intensives Behagen empfunden werden kann, ja noch reinere Lust bewirkt, wie das individuelle Behagen, auf welches verzichtet werden soll. —

Es kann nun aber das Wohlwollen gegen Jedermann vorfinden und dennoch derjenige davon ausgenommen sein, gegen den das Gefühl von Haß und Rachbegier affiziert ist. Die positiven Religionen unterfagen zwar Haß und Rache gegen Widersacher und lehren: Segnet, die euch fluchen, tuet wol denen, die euch hassen. In dem glorreichen Prediger dieser herrlichen, wenn auch wenig befolgten Lehre war das Wohlwollen so stark ausgeprägt, daß es ein Gefühl des Hasses auch gegen den Feind nicht aufkommen ließ. Er mag aber auch jene psychologische Einsicht besessen haben, die das Rachgefühl lähmt, die Wogen des Hasses wie ein lauer West fänstigt und glättet. „Wenn man die menschliche Schlechtigkeit ins Auge gefaßt hat und sich darüber entsetzen möchte“ sagt Schopenhauer, „so muß man alsbald den Blick auf den Jammer des menschlichen Daseins werfen. Man fasse das Leiden des Schlechten, seine Not, seine Angst, seine Schmerzen ins Auge: da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisieren und statt Haß oder Verachtung jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die Agape ist, zu der das Evangelium aufruft.“ Diese Einsicht in bezug auf den persönlichen Widersacher entwaffnet das Uebelwollen, wie derselbe Philosoph so schön ausführt mit folgenden Worten: „Unsern Zorn, selbst wenn er gerecht ist, befänstigt nichts so schnell, wie hinsichtlich des Gegenstandes desselben die Rede: 'Es ist ein Unglücklicher.' Denn was für das Feuer der Regen, das ist für den Zorn das Mitleid. Deshalb rate ich dem, der nicht gern etwas zu bereuen haben möchte, daß, wenn er von Zorn gegen einen andern entbrant, diesem ein großes Leid zuzufügen gedenkt, er sich lebhaft vorstellen möge, er hätte es ihm bereits zugefügt, sähe ihn jetzt mit seinen geistigen oder körperlichen Schmerzen, oder Not und Elend, ringen und müßte zu sich sagen: das ist mein Werk. Wenn irgend etwas, so vermag dieses seinen Zorn zu dämpfen. Denn Mitleid ist das rechte Gegengift des Zornes.“

Wer nun vollends von der Wahrheit des Determinismus durchdrungen ist, die menschlichen Handlungen und ihre psychologischen Quellen unter dem Gesichtspunkt der Kausalität betrachtet, wie Naturereignisse, wie den Blitz und den Hagel, wie das Abwärtsfließen des Wassers, der wird nie dem Haß und der Rachsucht Raum geben. Der Determinismus erlöst das menschliche Gemüt von den qualvollen Affekten des Hasses und der Rachsucht; in seiner reinen Atmosphäre kann die Giftpflanze des Uebelwollens in ihren verschiedenen Spezies sich nicht entwickeln. Denn so wenig wir den Elementen zürnen können, wenn sie unsere Glücksgüter zertrümmern, so wenig der Schiffer den Sturmwind haßt, der sein Schiff beschädigt, so wenig kann sich in der Brust desjenigen der Haß oder die Rachsucht regen, der eingedenk ist des Dichterworts:

Des Menschen Taten und Gedanken wist!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innere Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaulend nicht verwandeln.

Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

„Insofern der Geist alle Dinge als notwendige erkennt, sofern hat er eine größere Macht über die Seelenbewegungen, oder leidet er weniger von ihnen“ lautet der diesbezügliche Satz in Spinoza's Etik (V, 6. Vgl. dazu die Anmerkung und ibid. Satz 10. Anm.). In diesem Sinne schreibt auch Börne: „Du sagst: Ich verabseue jenen Menschen, er ist schlecht. Nein, er ist krank. Gewärst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? — Aber er ist frei, er kann sich bessern — Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Mut dazu hast, dein Tun zu verantworten;bürde aber keinem Schwachen diese Last auf“).

19. Kapitel. Das Wohlwollen keine Glückseligkeit.

Nachdem wir das Wohlwollen als ausreichendes Prinzip der Humanität, aus dem alle sozialen Tugenden sich herleiten lassen, nachgewiesen zu haben glauben, erübrigt uns noch das letzte Glied der Kette zu finden, welche das Wohlwollen mit dem Glückseligkeitstrieb logisch verknüpft. Es wird jedoch nicht schwer sein, durch die eigene psychologische Wahrnehmung und durch die Reflexion sich zu überzeugen, daß das Wohlwollen als Grundstimmung und Geistesrichtung eine *conditio sine qua non* der individuellen Glückseligkeit ist. Jede entwickelte Intelligenz, die über die menschliche Glückseligkeit reflektiert, wird leicht einsehen, daß dieselbe ein Produkt objektiver und subjektiver Faktoren ist, daß es aber bei ihr in letzter Reihe immer auf das Wohlbefinden ankommt, d. h. auf den Reflex des objektiven Faktors im Gefühlsvermögen, auf die Art, wie dieselben auf das Gefühl wirken. Wie aber die schönste Landschaft, das anmutigste Werk der Natur oder der Kunst von dem menschlichen Auge nicht empfunden und genossen werden kann, wenn dasselbe nicht in Ordnung, wenn es krankhaft, oder nicht gehörig entwickelt ist, so kann diejenige Psyche trotz der günstigsten objektiven Verhältnisse der Glückseligkeit nicht teilhaftig werden, wenn das Gefühlsleben nicht jene habituelle Disposition sich angeeignet hat, die es fähig macht, die objektiven Eindrücke im Sinne des reinen Behagens zu assimilieren. Daß aber das Wohlwollen ein Hauptzug in jener Disposition bilden muß, geht aus dem Obigen und aus der psychologischen Erfahrung evident hervor. Der Monismus adoptiert daher vollständig das Wort: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Denn er hat die Einsicht erlangt:

Wer ist der glücklichste Mensch? der fremdes Verdienst zu empfinden weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freuen.

(Goethe.)

Was wir hier in einer minder populären Weise ausgedrückt haben, wird man fragmentarisch und zusammenhanglos in allen Moralbüchern lesen, von allen Moralpredigern hören können. Unser Zweck war es, logisch nachzuweisen, daß die über die Glückseligkeit reflektierende Intelligenz notwendig zu dem Resultat gelangen muß, daß der Mensch nur dann der Glückseligkeit teilhaftig sein kann, wenn das auf Mitgefühl sich gründende Wohlwollen, welches kräftige Maximen der Humanität erzeugt, vollkommen in ihm entwickelt ist und daß das Wohlwollen die Triebfeder sämtlicher sozialer Tugenden, oder sämtlicher in die Sphäre der Humanität gehörigen Tugenden ist.

20. Kapitel. Der Untergang des Individuums ein Motiv der Humanität.

Zu dem Vorstehenden tritt nun aber auf dem Standpunkt des Monismus noch eine weitere Reflexion, welche besonders das Wohlwollen gegen die Gesamtheit, das Verlangen nach dem Wohl der Menschheit und des Vaterlands in dem Grade hervorruft, daß unter Umständen selbst das eigene Leben demselben geopfert wird und zwar keineswegs bloß im Paroxysmus des Entusiasmus, vielmehr wird derjenige, bei dem die Reflexion, die wir meinen, in *succum et sanguinem**) übergegangen ist, jeden

*) Darum wird auch der Determinismus die sogenannte Sühne als Prinzip des Strafrechts verwerfen, da diese bezüglich der Societät nichts anderes ist, als was Rache beim Individuum. Vielmehr wird sie nur die Sicherheit der Gesellschaft und daneben die Beförderung des Verbrechens als berechtigtes Prinzip anerkennen. (Vergleiche die mehrfach citirte Schrift von Böller.)

**) In freier Uebersetzung unser deutsches: in Fleisch und Blut.

Augenblick bereit sein, sein Leben preiszugeben, wenn damit das Heil des Vaterlands oder der Menschheit erkaufte werden kann. — Dem Menschen, der am Leben Wohlgefallen hat, ist der Gedanke, mit dem Tode vernichtet zu werden, unerträglich. Das Streben nach Lust oder Behagen, welches als konstanter Strom die Psyche durchzieht, bricht sich an der Vorstellung, mit dem Tode in das Nirvana einzugehen und der mannigfachen, vielfarbigen Lust des Daseins ganz und gar verlustig zu werden. Sobald aber der Mensch dagegen sich vorhält, daß wenn auch seine Individualität der Auflösung anheimfällt, doch eine Menge anderer gleichfühlender Wesen fortbesteht, von welchen die süße Lust des Daseins weiter empfunden wird, so wird er in dieser Vorstellung alsbald Beruhigung finden; die Idee der Fortdauer anderer Menschen wird ihm Ersatz bieten für die eigene Fortdauer, was jedermann an sich erproben kann. Ist der Mensch nun gar von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Menschheit sich immer mehr in idealer und materieller Hinsicht entwickelt, von Generation zu Generation zu höherer Vollkommenheit aufsteigt, so wird sich dermaßen „sein eigen Selbst zu ihrem (der Menschheit) Selbst erweitern,“ daß er sein Ich und dessen Interessen der Gesamtheit und ihrem Wohl fröhlich unterordnet, daß nicht mehr das verweltliche Ich, sondern die dauernde Gesamtheit*) das Centrum seines Wollens behauptet**).

Uns scheint es, daß deshalb im hebräischen Altertum der Kindersegnen als höchstes Glück betrachtet wurde, und im sogenannten heidnischen Altertum die Vaterlandsliebe von so bewegender Kraft war, nicht bloß in einzelnen Individuen, sondern in der Gesamtheit. Denn da damals ein Glaube an individuelle Fortdauer unbekant war, so fand der Geist Ersatz für die eigene Vernichtung da in der Nachkommenschaft, dort im Vaterland, d. h. in den Mitbürgern; denn der Begriff der Humanität konnte sich erst in einer späteren Kulturepoche entwickeln. Er taucht erst in der Zeit der Stoa auf und als bereits die Ausbreitung der römischen Weltmacht über fast alle Länder der bekanten Welt den nationalen Begriff zur kosmopolitischen Idee zu erweitern begonnen hatte.

Weit entfernt also, daß das Bewußtsein der Vernichtung jene rohe Maxime erzeugt: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, wird es im Gegenteil die Macht des Egoismus, „von dem wir alle stozen“, sicher und nachhaltig brechen***). Es erlöst die Seele von dem Alp der Selbstsucht mit ihren Sorgen und Qualen und erhebt sie in den reinen, erquickenden Aether des Kollektivgefühls.

In diesem Sinne singt Schiller:

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! wenn du lange dahin bist, es bleib.

und Rückert:

Vernichtung weht dich an, so lang du Einzles bist,
D'fül im Ganzen dich, das unvernichbar ist†).

Erst im Reiche des Monismus gelangte die etische Idee zur Vollkraft. Hier ist nicht bloß etischer Instinkt, nicht etische Schwäche, die einer superstitiösen Stütze bedarf, nicht etischer Rigorismus oder etische Phrasologie, sondern hier kommt der etische Gedanke oder etische Phrasologie, sondern hier kommt der etische Gedanke oder etische Phrasologie, sondern hier kommt der etische Gedanke zum vollen Selbstbewußtsein, als ein kräftiger Baum, der im menschlichen Gefühlsleben mit tausend Fasern wurzelt, im Sonnenlicht der Selbstkenntnis fröhlich grünt und blüht und köstliche Früchte zeitigt.

Edel sei der Mensch
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,

*) Daß nach der mathematischen Physik unser Planet einst wieder in die Sonne stürzen wird, ist für unser Thema von keiner Bedeutung.

**) Wer es auffallend finden mag, daß ein ideales Objekt auf die Psyche lebhafter wirken soll, wie die eigene Individualität, der bedenke, daß das Streben nach Glück oder Glückseligkeit auf der Liebe zu sich selbst beruht und daß die Liebe zu sich selbst weniger die zu dem momentanen Ich, sondern zum zukünftigen Ich ist; also gleichfalls ein ideales Objekt. So oft der Mensch „sich selbst überwindet“, siegt das ideale Ich über das momentane. Uebrigens genügt es, auf die große Zahl derer hinzuweisen, welche sich für Freunde, Familie, Vaterland, Religion, Freiheit, Wahrheit aufgeopfert haben.

***) Wogegen die Hoffnung auf Fortdauer und Belohnung nach dem Tode dem Egoismus schmeicheln.

†) In diesem Sinne hätte auch Rückert sein schönes Gedicht: „Die sterbende Blume“ behandeln sollen.

Die wir kennen.
Unermülich schaff er
Das Nützliche, Rechte,
Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut.

(Goethe.)

21. Kapitel. Der praktische Materialismus und seine Ursache.

Bevor wir zur Erörterung des andern Punkts übergehen, müssen wir einen Vorwurf zurückweisen, welcher der monistischen Weltanschauung nicht selten gemacht wird. Man behauptet nämlich, der in der Gegenwart stark ausgeprägte praktische Materialismus sei von der immer weiter und sich greifenden materialistischen Weltanschauung verschuldet. Ob in der Gegenwart wirklich der praktische Materialismus mehr als in früheren Zeiten dominiert, darüber wird sich wol streiten lassen. Man ist ja so gern geneigt, die tempora acta (vergangene Zeiten) auf Kosten des gegenwärtigen Zeitalters zu verherlichen. Indessen läßt es sich nicht läugnen, daß sich in der Gegenwart in gewissen Kreisen eine beklagenswerte Ueberschätzung der äußeren Glücksgüter und demzufolge eine tolle Hezjagd nach Erwerbung derselben, die in den Mitteln nicht sehr wählerisch ist und die idealen Lebenskeime verkümmern läßt, bemerkbar macht. Wir sprechen hier keineswegs von der arbeitenden Klasse, in welcher im Gegenteil ein Drang nach Bildung mehr und mehr hervortritt und deren Bestrebungen nach Verbesserung ihrer sozialen Lage kein Vernünftiger als verwerflichen Materialismus bezeichnen wird, wenn er auch mit den vorgeschlagenen Mitteln und Wegen nicht immer einverstanden sein mag. Der von uns bezeichnete Materialismus wird nach unserer Erfahrung am meisten in der Handelswelt angetroffen. Wir führen diese betrübende Erscheinung hauptsächlich darauf zurück, daß der Handelsstand in allen seinen Schichten infolge der sich immer mehr vervielfältigenden Beziehungen und vervielnden Chancen den Geist dermaßen in Anspruch nimmt, daß er die intellektuellen Kräfte absorbiert, das Interesse für Wissen und wahren Bildung erstickt, die Seele ganz mit dem Trachten nach Gewinn anfüllt, oder doch die Muße raubt, welche die Aneignung von Wissen und Bildung bedingte. So leicht darum heutzutage die Schätze des Wissens, der Poesie und des Kunstverständnisses zu erwerben sind, so sind sie in den betreffenden Kreisen nur sehr spärlich und oberflächlich anzutreffen. Das menschliche Leben aber will ausgefüllt sein*). Der an Wissen und Bildung Reiche ist nicht auf die äußerlichen Glücksgüter angewiesen, sein Dasein auszufüllen. Bei den einfachsten Besizmitteln, wenn sie nur für die notwendigen Bedürfnisse des Lebens reichen, strömen ihm die zallosen Brunnlein des Geistes Erquickung und Labfal zu. „In dieser Armut welche Fülle!“ heißt es von ihm und nur bei ihm findet das Dichtervort seine volle Verwirklichung:

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.

(Schiller**).

Dieserjenige aber, die arm an Wissen und Bildung sind, werden, besonders, wenn ihnen nicht der Segen einer edlen Berufsarbeit zuteil wird, welche ihr Dasein ausfüllen würde, nur mittelst äußerlicher Glücksgüter ihr Leben ausfüllen können, dem Brunk und Luxus und ihrem Gefolge sich ergeben. „Bildung macht frei, denn sie befreit den Menschen von den Fesseln, womit die vergänglich Güter ihn umstricken. Denn unfrei ist der Ungebildete, der nichts sein nent, als die armseligen, vergänglich Güter: Macht, Reichtum, Ansehen, Schönheit; der aus ihnen seine Seligkeit schöpfen muß u. s. f.“

*) „Wollen und Streben sind das ganze Wesen des Menschen, einem unlöschbaren Durste gänzlich zu vergleichen. Die Basis alles Wollens aber ist Bedürftigkeit, Mangel, also Schmerz. . . . Fehlt es ihm hingegen wieder an Objekten des Wollens, indem die zu leichte Befriedigung sie ihm sogleich wieder wegnimmt, so befallt ihn fürchtbare Leere und Langeweile, d. h. sein Wesen und sein Dasein wird ihm zur unerträglichen Last. Sein Leben schwingt also gleich einem Pendel hin und her zwischen dem Schmerz und der Langeweile, welche beide in der Tat dessen letzte Bestandteile sind.“ (Schopenhauer.) Ähnlich, nur nicht im pessimistischen Sinn schreibt Goethe: „Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen.“ (Maximen und Reflexionen, 1. Abteilung.)

**) Vgl. den schönen Schluß der horazischen Ode, 2. Buch, 16.

(Fortsetzung folgt.)

Im Knabenseminar.

Ein Stück aus meinem Leben. Von A. N.

Lehrer, geistliche und andere Leute hatten mich für den geistlichen Stand bestimmt, nicht meine Eltern, wie es sonst zu geschehen pflegt, denn einen geistlichen Herren in der Familie haben, gilt, vornemlich in katholischen Gegenden, für ein besonderes Vorrecht auf den Himmel. Mein Vater und meine Mutter, beide liebe, brave Menschen, schlicht und recht, kannten ihre eigene Mittellosigkeit und hatten zugleich eine Ahnung davon, „was studiren kostet“, überdies waren sie, solange ich sie kannte, nie besonders fromm gewesen. Sie würden es viel lieber gesehen haben, daß ich bald der Gehilfe und dann der Nachfolger meines Vaters geworden wäre in dessen Geschäft. Auch ich hatte gerade keinen besonderen Trieb zum Geistlichwerden. Mehr lernen, weiter die Schule, eine höhere Schule besuchen, überhaupt studiren, ja das war wol

mein Herzenswunsch, aber gerade Geistlicher werden, dazu fehlte mir die besondere Neigung. Schon früher sagte ich mir, predigen möchte ich wol, alles andere aber würde ich gerne beiseite lassen. Allein der Herr Lehrer und der Herr Pfarrer waren ja gescheite Leute, die mußten es doch besser verstehen als wir, und wenn diese sagten, daß ich Geistlicher werden sollte, so mußte es wol gut sein. Und so fügten wir uns, meine Eltern und auch ich. Ich erhielt daher beim Herrn Pfarrer Privatunterricht im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Algebra und Geometrie, Geschichte und Geographie und sogar noch in den Anfangsgründen des Hebräischen.

Das Schuljar beginnt auf den Gymnasien und Lyceen meiner Heimat anfang Oktober. Ich sollte sobald als möglich auf das



Macbeth und die Hexen. (Seite 215)

Lyceum in H. gebracht werden. Da ich aber keine Mittel besaß, um Wohnung und Kost zu bezahlen, so bemühte sich der Herr Pfarrer, der selbst früher Direktor einer ähnlichen Anstalt gewesen war, mir die Aufnahme in das „erzbischöfliche Knabenseminar“ zu erwirken. Das erstemal gelang es ihm nicht, und weil die allgemeine jährliche Aufnahme mit dem Beginn des Schuljahres des Lyceums stattfand, weil ja alle „Alumni“, wie die Böglinge dieses Seminars genannt wurden, zugleich Schüler jener höheren Unterrichtsanstalt waren, so mußte ich noch ein ganzes Jar warten. Das zweitemal gelang es, doch wie ich nachher erfahren, nur mit aller Mühe. Pfarrer H. . . , ein wissenschaftlich sehr gebildeter und auch sonst sehr tüchtiger Mann, soll alle seine Energie haben einsetzen müssen, um meine Aufnahme zu erwirken. Er soll, so habe ich nachträglich aus sicherer Quelle erfahren, dem Direktor des genannten Seminars erklärt haben: „Wenn Sie meinen Schüler diesmal wieder nicht aufnehmen, so gehe ich von hier direkt nach dem erzbischöflichen Ordinariat; überdies

werde ich in meiner Pfarrkirche für das Seminar keinen Kreuz mehr sammeln lassen.“ Das soll geholfen haben. Kurz, ich erhielt ein Schreiben, daß ich aufgenommen sei und zum ersten Oktober mich einfinden sollte. Da haben denn meine Eltern alles aufgeboten, um mir das Nötige, was mitzubringen vorgeschrieben war, zu verschaffen. Trotzdem ich verhältnismäßig viel Zuschuß erhielt, mußte mein Vater sich doch noch über seine Kräfte anstrengen. Allein es wurde geschafft und frohen Mutes trat ich mit meinem Mütterchen am bestimmten Tage die Fahrt an. Meine Sachen wurden abgegeben, nachher durfte ich mit ihr noch einige Stunden frei herumgehen. Solange das Schuljar noch nicht begonnen hatte, war auch in diesem Seminar noch etwas freies Leben. Auf dem Lyceum selbst trat ich in die „Oberquarta“, nach norddeutscher Klassenbezeichnung „Obertertia“, ein. Und so begann für mich das Doppelleben als Lyceist und Seminarist.

Auf der Schule ging es schon. Wenn ich auch nicht immer

der Erste war, so kam ich doch durch und, offen gestanden, das genügte mir selbst. Ich habe, selbst auf die Gefahr hin, heute noch getadelt zu werden, hier sei es gesagt, auf das sogenannte „Dahen“ in den üblichen Schulsächern, wie Latein und Griechisch u. s. w. nie viel gegeben, weil ich mir sagte, im späteren Leben hat es gar keinen Wert, trägt kein Mensch danach, ob einer in diesen Jaren in einer Klasse von 60 bis 70 Schülern der Erste oder der Vierzigste war; durchkommen und später etwas Tüchtiges leisten ist die Hauptsache. Ich begnügte mich also, durchzukommen und überließ mit voller Gemütsruhe andern den mühsamen Wettstreit um die ersten Plätze. Ich hatte mich auch keiner besonderen Neigung von Seiten der Lehrer zu erfreuen. Ein Bauernjunge, wie ich war, wurde in der Regel abstoßend behandelt, es mußte denn sein, daß er von Hause aus Mittel besaß, und sein Vater dem „Herrn Professor“ öfters einmal einen „Besuch abstatete“. Sodann saßen neben uns noch eine ziemliche Zahl Söhne höherer angesehener Beamten. Wenn sie auch in der Regel die Trägsten waren, durchkommen mußten sie, das wußten sie auch wol, denn dafür bürgte die Stellung des Vaters. So war es auf dem Lyceum, und damit mag es über diesen Punkt genug sein. Im „Knaben-Seminar“ machte ich gleich von Anfang an eine eigentümliche Erfahrung, die ich mir heute, nach zwanzig Jaren, noch nicht vollständig zu erklären weiß. Ich hatte nämlich von den ersten Tagen an die ganz besondere Ungunst des „Herrn Vorsteher L“, wie der Dirigent oder Direktor genannt wurde, ganz empfindlich zu fühlen. Wenn er in unser Studirzimmer kam — wir waren etwa zehn bis zwölf zusammen, in anderen Zimmern waren je nach dem Umfange mehr oder weniger — und für die Anderen ein freundliches Wort oder einen Scherz hatte, sogar für solche, die sich ab und zu einen leichtsinnigen Streich zu Schulden kommen ließen, ging er an mir kalt vorüber, ohne mich zu beachten, oder er hatte eine spöttische Bemerkung für mich, obgleich ich heute noch sagen darf, daß ich inbetreff der Befolgung der Hausordnung einer der Genauesten war. Besondere Freunde hatte ich auch nicht in dieser Anstalt, eher unter den übrigen Schülern des Lyceums. Dennoch war ich im allgemeinen beliebt, nur bei denen nicht, welche sich durch besondere Frömmigkeit und großen Eifer hervorzuheben bestrebt waren. Zu diesen gehörte ich aber nicht, sondern handelte da wie in Beziehung auf die Klasse, ich erfüllte meine Pflicht wie mir auferlegt war und damit hatte ich nach meinem Gewissen genug getan. Es widerstrebte mir ebenso, mehr zu tun, als mir da als Pflicht geboten war, wie nach der andern Seite hin zu heucheln. Manche lose Streiche sind begangen worden, wie es sich leicht denken läßt unter achtzig bis neunzig jungen Menschen von vierzehn bis zwanzig Jaren. An einigen habe ich auch teilgenommen, was ich bis jetzt noch nie bereut habe; viele wurden ohne mich ausgeführt. Besonders abgesehen hatten wir es auf die „Schwester Crescenz“. Der Haushalt des „Knaben-Seminars“ wurde nämlich von zwei „barmherzigen Schwestern“ des Ordens Vincenz von Paul mit einigen Dienstmädchen geführt. Von diesen beiden „Barmherzigen“, wie sie der Hausdiener nannte, war die eine der andern übergeordnet; die Uebergeordnete war „Schwester Crescenz“, eine dralle, fette Eßkassierin, die Untergeordnete war meistens ein stilles, harmloses Wesen, ich sage meistens, weil in dieser Stellung öfters ein Wechsel stattfand, während „Schwester Crescenz“ blieb. Wenn diese nun Nachmittags im Hofe mit den Mägden zusammen Gemüse herrichtete, da wurde immer laut bei der Arbeit gebetet, was uns meist in unsern Arbeiten sehr störte. Dem „Herrn Vorsteher“ hatte sie einmal im Beisein eines „Alumnus“ erzählt, daß sie schon manchesmal aus Müdigkeit bei der Arbeit in Ohnmacht gefallen sei.

Auf diese „Schwester Crescenz“ hatten wir es alle abgesehen, weniger wegen den ebengenannten Eigenschaften, als vielmehr aus folgendem Grunde. Wo sie uns „Alumni“ etwas von der Nahrung abwaschen konnte, tat sie es gewiß; kam einer einmal später zum Essen und wenn er auch mit Erlaubnis ausgeblieben war, so gab es bei ihr entweder gar nichts mehr oder nur noch einen elenden Rest. Von dieser Barmherzigkeit hatten wir nun schon vielfach Beweise. Wir ärgerten sie daher auch so oft wir nur konnten. Eines Tags bekamen wir Mittags Sauerkraut und fanden in der Schüssel einen großen Schuhnagel. Wir wußten wol, woher er kam. In Süddeutschland wird nämlich das Sauerkraut vom Bauer mit den Füßen in gewaschenen Stiefeln in der Tonne festgestampft, es war also dem betreffenden Bauer ein Nagel aus dem Stiefel gegangen. Wir aber setzten, nachdem die Schüssel geleert, den Nagel mit der Spitze nach oben auf

den Boden derselben und ließen der „Schwester Crescenz“ sagen: „Schuhnägel könnte sogar ein Alumnusmagen nicht verdauen.“ — Das Wut- und Zetergeschrei in der Küche, das auf diese Botschaft erfolgte, konnte nur unsere Freude erhöhen. — Eines andern Aktes aus diesem „Seminarleben“ sei hier noch gedacht, er ist charakteristisch.

Von Zeit zu Zeit wurde, um uns allerdings für den geistlichen Stand bestimmte „Alumni“ doch nicht ganz von der Welt loszulösen, ein sogenannter „vergünstigter Abend“ bewirkt. Der bestand darin, daß wir entweder zusammenlegen durften, um uns Bier oder Most zu kaufen, oder aber, daß wir von Seiten der Anstalt selbst bewirtet wurden. Wieder einmal war ein solcher Abend angefezt, dessen Fröhlichkeit schon um sieben Uhr, also mit dem Abendessen begann. Wir Zöglinge waren nach den Klassen in drei Abteilungen geteilt und es war im voraus genau bestimmt, wie viel Schoppen Bier der Einzelne einer jeden Abteilung trinken durfte. Danach hatte man denn auch Bier angekauft. Zu diesem Abend erschienen auf Einladung außergewöhnlich viele Geistliche, welche teils Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten waren, teils zum Domkapitel gehörten. Was aber dem ganzen Abend den Hauptwert verlieh, das war die Anwesenheit des alten, würdigen, damals noch allgemein beliebten Erzbischofs von V. Die gebückte, magere Gestalt saß in der Mitte einer langen Tafel; auf beiden Seiten und ringsherum reiheten sich die schwarzen Gestalten der eingeladenen Geistlichen.

Wir waren alle, auch die Herren Theologen, sehr aufgeweckt und es wurde dem trefflichen Gerstenjaste wacker zugeprochen. Verschiedenes, meistens humoristischer Natur, wurde von uns vorgetragen; ich selbst sah mich aufgefordert, ein an sich tragisches, aber durch den näselnden Ton und die Berunstaltungen des Textes komisch klingendes Lied vorzutragen. So war es elf Uhr geworden, und — wie eine Schreckensbotschaft nach einer verlorenen Schlacht durchlief es heimlich flüsternd unsere Reihen, auch die der Geistlichkeit, unter welcher selbst der greise Erzbischof noch weilte: „es gibt kein Bier mehr!“ — Alle Gesichter verlängerten sich und legten sich in Falten, nur der „Herr Vorsteher“ schien darüber froh zu sein, ihm hatte unsere Fröhlichkeit nicht gefallen. Da sah ich, wie der alte Erzbischof durch die zu einem Rohre gebogene Hand guckte und so alle Tische musterte, dann seinem Diener, der stets unmittelbar hinter ihm stand, etwas ins Ohr flüsterte, worauf sich dieser sofort entfernte. Da selbst der Erzbischof noch blieb, blieben auch noch die Herren Geistlichen, wir aber erst recht. Etwa eine halbe Stunde nachher raffelt ein Wagen vor das Haus und gleich darauf polierten Bierfässer zum geöffneten Haustor herein. Der „Herr Vorsteher“ eilt hinaus, gewahrt es mit Entsetzen und muß, wieder in den Sal getreten, zu seinem noch größeren Entsetzen auf Befehl des Herrn Erzbischofs allgemein verkünden, von nun ab möge ein jeder noch so viel Bier trinken als er vertragen könne. — Darauf hat sich der Erzbischof entfernt, wir anderen blieben, auch die Herren Geistlichen. — Es war Morgens früh um vier Uhr, da brachte Dr. K, damals Direktor des großen Seminars, ein „donnerndes Hoch“ aus, wir „Alumni“ verstanden nicht, wem es gelten sollte, nachher erfuhren wir erst, es hätte uns selbst gegolten, kurz und gut, Dr. K brachte das „donnernde Hoch“ aus mit hoherhobenem Bierglase und wir alle, Geistliche und „Alumni“ stimmten ein. — Damit wurde Schluß gemacht.

Unser „Herr Vorsteher“ selbst, ein kleines mageres Männchen mit großen, rollenden Augen, einer starkentwickelten Nase und einem gewaltigen schiefaufwärtsgezogenen Hinterkopfe war zwar Weltgeistlicher, dabei aber ein Jesuit von reinstem Wasser. Erst später habe ich erkant, wie damals sein ganzes Streben gewesen, die Anstalt immer mehr nach jesuitischen Grundsätzen und Formen zu leiten. So hatten wir ein tiefes Stillschweigen zu beobachten Abends beim Schlafengehen und Morgens vor der Mehlsuppe. Auch während der Studienzeit zu Hause herrschte klösterliche Ruhe; in jedem Studir- und Schlafzimmer war einer mit der Aufsicht über die anderen betraut. Anfangs hatten wir in jedem Studirzimmer besonderes Morgen- und Abendgebet, dann aber brachte er es fertig, daß ein alter Holzschuppen zu einer Hauskapelle umgewandelt wurde und wir darin unter seiner eigenen Leitung und Aufsicht die Morgen- und Abendandacht verrichteten. Das Denunziantenwesen war in hohem Grade entwickelt und ihm sehr angenehm. Wir hatten keine Verpflichtung, ihm selbst zu beichten, so sehr er es gewünscht hätte; um jedoch etwas zu haben, nahm er einen einzeln zu sich auf sein Zimmer und durch eine ganz eigenartige Freundlichkeit suchte er das innerste Seelenleben zu

erraten. Eine große Vorliebe hatte er für die Phrenologie. Kam er einem freundlich entgegen, so faßte er einem gleich mit der einen ausgebreiteten Hand, die ziemlich groß war, nach dem Kopfe, um während der Unterredung den Schädel zu untersuchen. Abends, wenn alle mit ihren Aufgaben beschäftigt waren, schlich er ganz leise mit einem Kerzenlicht durch die Zimmer, blieb jedoch sehr oft vor einer Türe stehen, um zu lauschen. Nachts, wenn alle zu Bette lagen, schlich er ebenso, selbst schwarz und bleich wie ein wandelndes Gespenst, durch die Schlafgemächer. Traf er einen Zögling wachend, so trat er an dessen Lager, frug ihn, warum er nicht schlafen könne, gab ihm alsdann ein Gebet auf und machte ihm mit dem Daumen das Kreuzeszeichen auf die Stirne. Nur Morgens früh vor dem Aufstehen war man vor ihm sicher, da war er in der Regel selbst in irgend einer Kirche.

Geschenke, sagte er oft, wolle er nicht. Als wir jedoch ihm an seinem Namenstage nur einen Glückwunsch durch den kleinsten und größten Zögling darbringen ließen, rügte er es selbst am Mittagstisch, der überdies magerer ausfiel. Ein Straußchen, meinte er, hätte man ihm doch wol schenken können. Im folgenden Jahre schenkten wir ihm eine Stuhluhr und zwei Vasen: das Mittagessen wurde ein festliches und die Geschenke nahm er auch an.

Im Sommer besuchte ich während der großen Ferien Berwante, die in einem Fabrikstädtchen an der Schweizergrenze wohnten. Ich blieb vier Wochen dort und lernte ein junges, hübsches Mädchen kennen, es entspann sich eine kleine jugendliche Neigung zwischen uns, so daß wir uns zu schreiben versprachen. Mit schwärmerischer Verehrung für das Mädchen und dem Versprechen von ihr, Briese zu bekommen, schied ich, jugendlich.

Zu das Knabenfeminar zurückgekehrt, nahm alles seinen alten Fortgang, auch ich trat in mein früheres Verhältnis wieder ein, nur um eine jugendliche Torheit reicher. Einen Brief hatte ich bereits aufzuweisen, er enthielt nichts als Liebesversicherungen. Ich trug ihn in der Bristasche stets bei mir, weil ich ihn so am sichersten glaubte. Eines Tages fand ich auf dem Bodenraum des Hauses meinen eigenen Koffer verschlossen und den Schlüssel entfernt. Wir hatten sonst nichts Verschließbares, aber auch in meinem Koffer hatte ich den Schlüssel stecken lassen, es war Obst von meinen Eltern und noch einiges darin. Ich frug meine Mitschüler; keiner wollte etwas wissen, mein Koffer blieb verschlossen und der Schlüssel blieb fort. An einem Freitag Nachmittag stand ich in unserem Studirzimmer an einem Pulte und hatte meine Bristasche vor mir liegen, um etwas aufzuschreiben. Da ging die Türe auf, der „Herr Vorsteher“ huschte herein, ich kloppte meine Bristasche zu, steckte sie in eine der hinteren Rocktaschen und nahm Ciceros Briese an seinen Sohn zur Hand. Nur einige Minuten konnte es gedauert haben, und ich hörte meinen Namen rufen. Mich umwendend, sah ich den „Herrn Vorsteher“ mitten im Studirzimmer mit meiner Bristasche in der Hand, und

triumphirend aussprechend: „sieh, nun habe ich sie doch“, — er hatte sie mir wie ein Taschendieb aus der Tasche gestohlen. Er ging damit fort nach seinem Studirzimmer. Ich wußte, was die Glocke geschlagen hatte, denn der Brief von meiner Bertha war ja darin. Früher schon einmal hatte er mir zwei Briese gehalten, der eine war persönlich abgegeben, der andere von auswärts. Den ersteren hatte er mir selbst erbrochen, den letzteren habe ich in seinem Beisein öffnen und ihm den Inhalt zeigen müssen. Er hatte also gefahndet. — Am folgenden Tage ließ er mich kommen. Als ich eintrat, lag meine Bristasche vor ihm, ihr Inhalt herausgenommen. Ein gewaltiges Verhör begann, in welchem ich viel mehr gestehen sollte, als an der Sache war, dann folgte eine fulminante Strafpredigt, in welcher mir selbstverständlich die ewige Verdammung im Reiche des Satanas in Aussicht gestellt wurde. Hierauf kam er mit jener eigenartigen Freundlichkeit auf mich zu, umarmte mich, drückte mich an sich und bat mich in einem Flüsterton, den man sonst nur bei Liebenden kent, ihm zu sagen, was mich am meisten drückte. So still und unbeweglich wie ich während der Strafpredigt gewesen, so still und unbeweglich blieb ich auch während dieser Umarmung. Nach einiger Zeit ließ er mich wieder los, legte sein Gesicht in ernste Falten und entließ mich. Am folgenden Tage kündigte er mir meine Entlassung an, versprach mir jedoch, wenn er nach der Ursache meiner Entlassung gefragt werden sollte, zu sagen, er hätte Papiere bei mir gefunden, welche die Entlassung veranlaßt hätten; er forderte mich auf, dasselbe anderen gegenüber zu sagen. Ich machte kein Hehl aus dem wahren Grunde, die mir näher stehenden Mitschüler wußten es bereits, die anderen hatten nichts danach zu fragen. Er selbst aber hat noch, an demselben Tage sein Versprechen gebrochen. Am Sonntag noch mietete ich mir eine Wohnung, am Montag Nachmittag zog ich aus. —

Selbstverständlich hat er diese Entlassung mit Genugthuung nach meiner Heimat berichtet. Pfarrer und Bürgermeister ließen meinen Vater kommen und eröffneten ihm die Hiobspost. Meine Schwester kam, und als sie mich besuchte, — ich hatte nämlich selbst den Vorgang nachhause berichtet und meine neue Wohnung angegeben, — war sie schon beim „Herrn Vorsteher“ gewesen. Er hatte ihr gesagt, wenn ich läme und demütig Reue bezeugte und Abbitte leistete, wolle er mich wieder aufnehmen. Meine Schwester beschwor mich, es zu tun, meine Antwort war: „nie und nimmer!“ — Als ich das nächstemal nachhause kam zu den Meinigen, da sagte niemand ein Wort, nur mein alter braver Vater frug mich eines Tages, ob ich denn nun trotz dieser Entlassung weiter studiren dürfe, und als ich es bejahte und ihm erklärte, daß diese Seminarangelegenheit mit dem Studiren an sich gar nichts zu tun habe, antwortete er: „dann bin ich froh, daß du von diesen Pfaffen weg bist.“

Einheimische und exotische Orchideen. (Illustr. S. 208 u. 209.)

Die „Neue Welt“ hat in einigen Illustrationen ihren Lesern den Winter in der wild-schönen Romantik des Hochgebirges und in der öden toten Ebene, in deren Mitte eine vielgenante Großstadt liegt, vorgeführt und darin das großartig Schöne der kalten Jahreszeit, wie die sich auch zu dieser Zeit vergnügende Jugend und das Elend der menschlichen Gesellschaft gezeigt. Heute bringt sie in dem großen Bilde eine ganze Anzahl Kinder Floras, welche die vielleicht von der Kälte in Natur und Menschenleben trüb gestimmten Herzen unserer Leserinnen und Leser von ihrer trüben Stimmung auf Momente befreien und daran mahnen, daß bisher immer noch auf die winterliche Kälte die milde belebende Luft des Frühlings, der Duft und die Blüten der die Landschaft allüberall bevölkernden Sprossen der auflebenden Natur gefolgt sind. Das haben wir Bewohner unserer Erdzone wol voraus: uns erdötet nicht die Schaffens- und Lebenskraft ein ewiger Winter, uns verweicht und erschläft nicht eine immer üppige und überfreigebige Natur. Der regelmäßig wiederkehrende Wechsel, der färbare Kontrast der Jahreszeiten gibt uns Ruhe und Muße, zeigt uns, wie nichts erlischt, sondern immer wieder in neuen schöneren Formen seine Auferstehung feiert und spornet uns mächtig an, es der uns umgebenden Natur gleich zu tun: zu ringen, zu leben, niederzukämpfen die rauhen Winterstürme in unserem gesellschaftlichen Dasein. — Die schon durch ihre mannigfaltigen Formen, aber noch mehr durch ihren Farbenreichtum auffallenden Blumen unseres Jahres, finden sich in der „Neuen Welt“ und Asien, ebenso aber auch in Afrika und Australien. Mit Ausnahme der kältesten Regionen

ist ihre Familie über die ganze Erde verbreitet und zält über 3000 beschriebene Arten. Ueberall wo sich etwas Humus mit Quarzsand findet und einigermaßen zureichende atmosphärische Bedingungen vorhanden sind, wachsen und gedeihen diese lieblichen Organismen, in den tropischen Urwäldern, wo die eigentliche Heimat der schönsten ihrer Gattung ist, existiren sie in großen Massen auf den Bäumen, wurzeln sich fest in deren Rinde und entfalten eine Farbenpracht, die bezaubern soll. Aber gerade die eigentümliche Lebensweise dieser tropischen Pflanzen, der Umstand, daß sie nicht in unserm gewöhnlichen Boden gleich unsern einheimischen Pflanzen leben wollten, hat ihre Zucht lange Zeit bei uns verhindert. Doch die zähen Engländer haben auch in diesem Falle alle Schwierigkeiten überwunden und nach vielen, selbst kostspieligen Versuchen die bunte Gesellschaft in Europa eingeführt. Sie hatten endlich wahrgenommen, daß diese Gewächse in ihrer sehr heißen und trocknen Heimat von eingesammelten Vorräten zehrten, und man sammelte nun die gewünschten Exemplare ein, packte sie in dürres Moos und beförderte sie nach Europa. Hier brachte man sie in feuchtwarmen Räumen zum Wiederaustrreiben, und auf Nesten, in Behältern von Drat, Latten und Thon mit vielen Oeffnungen an den Seiten ausgestattet und mit Sand, Torfmoos und Humus ausgefüllt zum Wachsen und Blühen.

Besonders belant wird unsern Lesern das sich auf unsern Wiesen im Frühling durch seine violett-roten Blüthentrauben bemerkbar machende Knabenkraut (Figur 4. *Orchis Morio* auf unserm Bilde) sein; von diesem ist auch der Name für die sehr reiche Familie abgeleitet worden. Ebenso kent wol auch dieser oder jener die zweiblättrige „Kutulusblume“ (Fig. 1), die fliegenähnliche „Frauenblume“ (Fig. 2) und den zierlichen „Frauenschuß“ (Fig. 3). Alle diese sind neben einer großen Zal unter

den verschiedensten deutschen, vom Volksmunde gebildeten Bezeichnungen Bewohner unserer Heimat.

Dagegen sind die gelb und braun gefärbten Fig. 5, die lichtzarte Fig. 6, die schön rote Fig. 10 und die durch ihre Form auffällige Figur 11 Bewohner Amerikas. Aus Asien stammt die süß duftende, originell weiß, braun und blau gezeichnete Figur 7, die aus nur wenigen, tiefgrünen, lederartigen Blättern aufsteigende, rein weiße Fig. 8 und die pomeranzengelbe, auf der Lippe braun-violette Zeichnung aufweisende Fig. 12. Südamerika gehören an Fig. 9, welche sich schon durch ihre Formen, mehr aber noch durch ihre prächtigen Farben auszeichnet, die durch Gestalt und purpurne Färbung gleichfalls auffallende Fig. 13 und die große wolriechende Stanhopien (Fig. 14) mit ihren gelb bis tiefbraunen gefärbten und gefleckten Blüten. Den Schluß macht die gelblich-graue Blütentraube des chinesischen *Cymbidium aloefolium*.

Das wäre in Kürze die ganze Gesellschaft. Was ihre sonstige Lebensweise anlangt zu beschreiben, überlassen wir einer kundigen Feder. Für heute nur noch soviel, daß die Orchideen sich nicht allein durch ihren Farbenreichtum auszeichnen, sondern auch dadurch, daß der berühmteste Mann unter den Nachforschern der Jetztzeit, Charles Darwin, sich veranlaßt sah, über ihr Leben und Fortpflanzen ein Buch zu schreiben (deutsch von Viktor Carus: „Die verschiedenen Einrichtungen, durch welche Orchideen von Insekten befruchtet werden“), das wie alle Werke des genialen Forschers die „großartigsten Resultate für die Wissenschaft zutage förderte. Er weist darin nach, daß gewisse Insekten bei der Fortpflanzung dieser Blumen eine hervorragende Rolle spielen und wie hinwiederum erstere sich in Form und Farbe den letzteren annähern müssen, um aus dem Kampfe ums Dasein siegend hervorzugehen. Welche Rolle hierbei der angenehme Duft, Saft, die Form und Farbe der Blumen spielen, das zu beschreiben ergäbe ein recht angenehmes Kapitel, muß jedoch gleichfalls hier unterbleiben; nur ein kurz erzähltes Beispiel am gefleckten Knabenkraut (*Orchis maculata*) mag Platz finden*).

Um ganz verständlich zu werden, wäre hierzu allerdings notwendig eine genauere Beschreibung der Blütenform; da dies jedoch nur mit Hilfe von Zeichnungen in übernatürlicher Größe möglich ist, und diese momentan fehlen, so versuchen wir es obenem. Beim Entfalten der Blüte der genannten Blume öffnen sich nämlich die inmitten befindlichen Staubbeutel, deren unteres Ende, ein schnabelartiges Gebilde, den Honigbehälter der Blume etwas überragend, geschlossen bleibt. Kommt nun ein Insekt, z. B. die Schnepfensliege, um den Honig einzusaugen, so stößt diese mit ihrem Köpfchen daran, das Schnäbelchen öffnet sich, eine klebrige, in der Luft sehr rasch trocknende Masse fließt heraus und bleibt an dem Kopf des Insekts kleben. Aber mit der seitgetrockneten Klebmasse zieht sich nun auch die im Staubbeutel der Blume befindliche gestielte Pollenmasse heraus und sitzt keulenförmig am Kopf der Fliege, so daß diese mit zwei Hörnern ausgestattet ist. Würden nun aber diese „Hörner“ ihre ursprüngliche Lage oder Stellung innebehalten, so würde von einer Befruchtung eines anderen Individuums keine Rede sein können. So aber verändert sich in den nächsten Sekunden — und zwar geschieht dies nach Beobachtungen auch, wenn man die Pollenmasse an einem sonstigen spitzigen Gegenstand aus Holz z. B. festkleben läßt — die Stellung dieser „Hörner“ genau in der Weise, daß dieselben, wenn das Insekt einer andern Orchidee seinen Besuch zum Zweck des Honigsaugens macht, die empfangnisfähige Narbe berühren, um dort von der befruchtenden Pollenmasse eine Schicht abzuziehen. Da mehrere solcher Schichten vorhanden sind, so kann ein Insekt auch an mehreren Exemplaren die Fremdbestäubung vollziehen.

Nicht war, dieser einfache Vorgang ist sehr „wunderbar“ und deshalb auch — so kann man meinen — ein treffender Beweis der „Vorsehung“. Doch weit gefehlt, denn auch dieser etwaigen Folgerung haben die bösen Naturforscher einen Niegel vorgehoben, indem sie beobachteten und mitteilten, wie gerade gewisse Orchideenarten in manchen Gegenden, wo die Vermittler ihres Fortpflanzungsgeschäfts fehlen, sehr selten oder gänzlich vorkommen. Warum sind die Liebesboten dieser farbenprächtigen Gewächse nicht dort auch „vorgelesen“? Soll sich das Menschenherz nicht auch dort an deren Formen- und Farbenpracht erfreuen? — Ja von den 3000 verschiedenen Arten der Orchideen sind nur sehr wenige imstande, sich selbst zu befruchten, bei einigen, wo dies geschieht, soll sogar eine Degeneration, bei andern Vergiftung eintreten. Aber diese Art der Weitererhaltung ist nicht nur wunderbar, sie ist noch mehr sinnreich. Nehmen wir nur an, ein schlauer bunter Schmetterling liebt eine ebenso schöne Blume, er laßt sich an deren Nektar und muß one alle Galanterie dafür ihrem Geschlechte das Leben fristen helfen! Würde man dabei auch noch an die angelegten Hörner — man hat Insekten mit 11 par solcher an den Kopf geliebten gestielten Pollenmassen beobachtet — denken und Analogien ziehen zwischen diesem und Vorkommnissen, die uns vom „stärkeren Geschlecht“ hier und da passieren, so gewinnen diese Liebesgeschichten der Blumen noch größeres Interesse. Sogar den Tod finden diese freundlichen Boten der Blumenliebe in ihrem schönen Beruf, aber das hält ihre Genossen nicht ab, der süßen Beschäftigung immer wieder nachzugehen — ganz wie bei uns! So betrachtet, ge-

winnen die unscheinbaren, jählich kommenden und gehenden Blümelein wie die Fliegen, Schmetterlinge und dergleichen eine viel größere Wichtigkeit, als wenn man sie durch die graue Brille theologischer Weltanschauung betrachtet, ja diese als nüchtern verschriene Naturbetrachtung ist sogar in viel höherem Grade von poetischem Hauche umwoben, als sich manches „Ebenbild des Schöpfers“, das hochmäßig an derartig unscheinbarem vorübergeht, träumen lassen kann. — urt.

Macbeth und die Hexen. (Illustration S. 212.)

Vor kurzem erst, in Nr. 5, brachten wir eine der lieblichsten und schönsten Frauengestalten, die von der Muse des großen englischen Dichters gezeugt wurden. Heute führen wir eine Szene aus einem seiner Hauptdramen in Bilde vor, die allerdings nichts weniger als schön und von der Lieblichkeit und Treue der Liebe Julie Capulets sehr grell kontrastirt, dabei aber den Theil eines Wertes bildet, das durch seine dramatische Wirkung nicht minder groß und bedeutend ist wie das Drama der Liebe Romeo und Julia. — Macbeth war der Sage nach schottischer Feldherr, in Wirklichkeit war er im 11. Jahrhundert 10 Jahre lang König von Schottland, dessen Thron er bestieg, nachdem er seinen eigenen Verwandten, den König Duncan ermordet. Jehu Zare regierte er tyrannisch und wurde schließlich von Macduff, Than von Fife und Malcolm, dem Sohne des gemordeten Duncan besiegt und getödtet. Aus diesem Stoff hat Shakespeare sein Drama „Macbeth“ geschaffen, auf das wir hier nicht näher eingehen, sondern nur über die demselben entnommene illustrierte Szene einige Worte verlieren, in die der Dichter die dramatische Schuld verlegt hat.

Auch die Hexen sind Sage, aber der Dichter benutzt sie nur, um die bösen Regungen, um uns das erst noch im Innern Macbeths geplante Verbrechen zu verfinnlichen. Deswegen stellt er wol auch eine Besprechung der drei Hexen an die Spitze des Stückes und läßt sie die Verführung des treulosen Feldherrn beratschlagen. Nachdem sie den Ort des nächsten Stelldichens bestimmt, entwickelt sich folgendes Gespräch:*)

„Dritte Hexe. Dort führt Macbeth sein Heer zurück.

Zweite Hexe. Dort verläuden wir ihm sein Glück!

Erste Hexe. Aber die Meisterin (Hecate) wird uns schelten,

Wenn wir mit trüglichem Schicksalswort

Ins Verderben führen den Helden,

Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

Dritte Hexe. Er kann es vollbringen, er kann es lassen;

Doch ist er glücklich, wir müssen ihn lassen.

Zweite Hexe. Wenn er sein Herz nicht kann bewahren,

Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Hexe. Wir streuen in die Brust die böse Saat,

Aber dem Menschen gehört die Tat.

Erste Hexe. Er ist tapfer, gerecht und gut;

Warum versuchen wir sein Blut?

Zweite und dritte Hexe. Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,

Dann jubiliren die höllischen Mächte.“

Damit ist die Selbstbestimmung des Menschen ausgesprochen. Nicht das Schicksal führt nunmehr sein Verhängnis herbei und verleitet ihn zum Bösen, in seiner eigenen Brust keimt es auf und reißt, bis er endlich die grauenvolle Tat vollbringt, für die er denn auch voll und ganz büßen und die dramatische Sühne vollziehen muß. Doch den Glücklichen verfolgt und haßt das Verderben und so läßt denn dies auch der Dichter im 4. Auftritt, bei der verabredeten Hexenzusammenkunft auf der Haide aussprechen: — — —

„Dritte Hexe. Schwester was hast Du geschafft?

Erste Hexe. Einen Fischer fand ich, zerlumpt und arm,

Der sticte singend die Neze,

Und trieb sein Handwerk ohne Harm,

Als befäh' er köstliche Schätze,

Und den Morgen und Abend müd,

Begrüßt' er mit seinem lustigen Lied.

Mich verdroß des Bettlers froher Gesang,

Ich hatt's ihm geschworen schon lang und lang —

Und als er wieder zu fischen war,

Da ließ ich einen Schatz ihn finden;

Im Neze da lag es blank und bar,

Daß fast ihm die Augen erblinden.

Er nahm den höllischen Feind in's Haus,

Mit seinem Gesange, da war es aus.

Die zwei anderen Hexen. Er nahm den höllischen Feind ins Haus,

Mit seinem Gesange, da war es aus!

Erste Hexe. Und lebte wie der verlorene Sohn,

Lief allen Gelüsten den Zügel,

Und der falsche Mammon, er floh davon,

Als hätt' er Gebeine und Flügel.

Er vertraute, der Thor, auf Hexengold,

Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwei anderen Hexen. Er vertraute, der Thor, auf Hexengold,

Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

*) Wir folgen dabei der trefflichen Ausführung des den Lesern der „N. W.“ wolbekanten Dr. Arnold Dodel-Port in „Illustrirtes Pflanzenleben“, dessen neu erschienene 2. Aufl. 4 u. 5 wir in den nächsten Nummern eingehend besprechen werden.

*) Wir zitiren nach der Bearbeitung Schillers, die leichter verständlich sein dürfte. Dieselbe ist auch als 8. Heft der „Hausbibliothek“ für 20 Pf. beim Verleger dieses Blattes zu beziehen. Der Verf.

Erste Hexe. Und als nun der bittere Mangel kam,
Da verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Scham,
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Nez gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn,
Mit bleich gehärmten Wangen,
Und hörte wie er verzweifelt sprach:
Falsche Nixe, du hast mich betrogen!
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in die Wogen.
Die zwei anderen Hexen. Du gabst mir das Gold, du ziehst
mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!

In diesem von Schiller Shakespeare frei nachgedichteten Dialog ist die ganze Moral des Stückes gegeben. — Es ist dabei, wie unser Bild trefflich und lebendig zeigt, ein wares Teufelswetter; es strümt, blizt und donnert, daß selbst die rauhen Krieger, die nun in die Szene treten, darob entsezt sind: Macbeth mit seinem Begleiter Banquo. Ersterer hat durch seinen persönlichen Mut und seine Tapferkeit seinem Anverwandten, dem Könige eine Schlacht gewonnen, wofür ihn letzterer mit allen Ehren und Titeln beschenken will. Doch sein Ehrgeiz, das sein Zuerstes in Besitz genommene böse, teuflische Prinzip tritt ihm in den drei Hexen entgegen, redet ihm mit den ihm gewordenen Titeln an und verheißt ihm noch neuere und blendendere. Er reitet von dannen und vollzieht, nachdem er königlich empfangen wurde, mit Hilfe seines teuflischen Weibes an seinem bei ihm als Gast geladenen Gönner einen Mordmord und setzt sich selbst auf dessen Thron. Aber
„Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses, Böses muß gebären“
bewartet sich auch bei ihm, denn

Er vertraute, der Thor, auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt! — —

Er stürzt nun von einem Verbrechen in das andere, verübt Mord auf Mord, plündert seine Untertanen und wird, von Gewissensbissen gequält und seines durch brutale Gewalt schwachvoll erworbenen Besitzes nicht mehr sicher, zum Tyrannen an seinem Volk, das schließlich zu dem ihm einzig zur Verfügung stehenden Rechte, dem hier sehr gerechten Mittel der Empörung greift. Einmal besucht er noch die Hexen, d. h. einmal kämpft er noch die bessere Bewegung nieder und läßt sich in seine gleißende despotische Stellung wie in seine Unbesiegbarkeit hinein, bis ihn endlich sein Schicksal erreicht und er den Lohn für seine Untreue gegen sich und seine Mitmenschen empfängt — — —

Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!

Fr. Nauert.

Literarische Umschau.

Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaal. Mit 368 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther. 1. Lieferung. Preis à 1 Mark. Den beiden großen Prachtwerken „Indien“ und „Ein Spaziergang um die Welt“ reiht in dem heute vorliegenden die Verlagsbuchhandlung ein neues, den andern mindestens ebenbürtiges Werk an. Haben wir durch Wort und Bild in den beiden erstgenannten Land und Leute aus fernen Weltteilen kennen gelernt, so werden wir durch das letztere mit Natur und Kunst, mit Sitten und Gebräuchen bekannt gemacht, die sonst und jetzt auf einem Fleckchen Erde, in einer Stadt sich äußerten und geübt wurden, wohin tausende unserer Landsleute sehnsüchtig wandern oder die zu schauen doch wenigstens der Wunsch jedes halbwegs Gebildeten ist. Und wer möchte nicht gern einmal die Stelle betreten, wo das einst die Welt beherrschende Römertum seinen Konzentrationspunkt fand, wo die Prachtbauten der alten römischen Republik, die Prunkhäuser der Imperatoren standen, deren Reste heute noch die künstlerische Phantasie anregen, wen jöge es nicht dorthin, wo heute noch die Monumentalbauten der Renaissance, die ewig schönen Kunstschöpfungen eines Raphael und Michelangelo in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit die Unsterblichkeit des menschlichen Genies verkünden! — — Das „Rom“, welches uns die Verleger hier bieten, soll denen, die das Glück haben, die „ewige Stadt“ selbst besuchen zu können, die

dort wargenommenen Bilder dauernd erhalten, denjenigen aber, deren Fuß nie italischen Boden betrat, die Prachtbauten: Bäder, Tempel, Paläste, Amphitheater, Katakomben, Museen u. s. w. im Bilde vorführen und deren Bedeutung durch das geschriebene Wort erklären. Nach dem Plan des Werkes soll nach den einleitenden Worten eine Schilderung der prähistorischen Landschaft folgen, dieser wird sich eine gedrängte Uebersicht über die römische Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart anschließen. Der I. Teil gibt dann eine Wanderung durch das antike Rom; die Schilderung des alten Rom und des Lebens und der Sitten der alten Römer wird durch 85 Text- und Vollbilder reich illustriert. Die Wanderung durch das altchristliche Rom soll eine Geschichte der Entwicklung des Christentums in Rom, wie eine Schilderung der altchristlichen Baudenkmale und der altchristlichen Symbolik geben, mit 47 Illustrationen. Die Wanderung durch das Rom der Päpste verspricht eine Geschichte des Papsttums und der römischen Barone. — Schilderung des Lebens im Mittelalter. Die Kunstwerke der Renaissance in Rom: Baukunst, Malerei, Skulptur. — Beschreibung der Kirchen, der Museen, der Paläste und Villen mit 171 Illustrationen. Die Wanderung durch das moderne Rom soll bringen: Monumentales, Umwandlungen, Handel und Wandel auf den Straßen, Volksleben, Nationalspiele, die Juden und der Ghetto, die Künstler und Modelle, belebt durch 45 Bilder. Zum Schluß folgt dann endlich der V. Teil: Ausflüge in die Campagna mit der Beschreibung des Charakters der Campagna, Ostia, des Sabinergebirges (Tivoli) und des Albanergebirges (Frascati, Albano, Nemi, Genzano) mit 20 Illustrationen. Da uns nur die 1. Lieferung vorliegt, so können wir heute noch nicht behaupten, ob dies Programm in den projektirten 36 Lieferungen innegehalten wurde, doch werden wir, sobald uns das Gesamtwerk zugegangen, ausführlich berichten. Für heute nur noch soviel, daß die Ausstattung desselben eine vorzügliche, dem Zweck durchaus entsprechende ist und daß die Illustrationen durchaus Anspruch auf die Bezeichnung Kunstwerke erheben können.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Wann ist Ludwig Börne geboren? Die scheinbar recht müßige Frage nach dem Geburtstage des großen Patrioten wurde vor Kurzem von dem durch seine Mitarbeiterschaft den Lesern dieses Blattes hinreichend bekannten Ed. Sad in der Frankfurter Zeitung aufgeworfen und seine Auseinandersetzung beweist, daß diese Frage nur zu berechtigt ist, denn in fünf Jahren schon soll Börne's hundertster Geburtstag gefeiert werden und bis jetzt herrschen noch 5, schreibe s u n f, verschiedene Meinungen über den Tag, an welchem der berühmte Verfasser der „Pariser Briefe“ das Licht der schönen und doch meist recht traurigen Welt erblickte. Also welcher Tag von den fünf ist der richtige? Nach einer Meinung der 6. Mai 1786, nach der andern der 13. Mai 1786, nach einer dritten der 18. Mai 1786, der vierte meint, am 22. Mai des genannten Jahres sei L. Börne geboren, der fünfte endlich verlegt die Ereignisse auf den 22. Mai 1784! Ja sogar auf der Gedentafel an Börne's Geburtshaus in der Judengasse 118 zu Frankfurt a/M. ist ein falscher Tag und zwar der 22. Mai 1786 angegeben! — Wie nun Ed. Sad an der Hand eines Werkes: „Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte der Altertumskunde in Frankfurt a/M.“, sowie an Aeußerungen Börne's in seinen Schriften (man lese z. B. nur sein „Testament der Zeitschwinger“ im I. Bd. Ges. Schriften) und Briefen nachweist, ist der 6. Mai a 1786 der Geburtstag des schneidigen Kämpfers für Freiheit und Unabhängigkeit. Trotzdem das oben genannte Werk diesen Tag, andere Angaben berichtigend, bereits 1867 feststellte, sind in den während der verfloffenen letzten 14 Jahren erschienenen Werken, als die Konversations-Lexikon von Mayer und Brodhans, der Knapp'sche Kalender für 1882, L. Salomons „Geschichte der deutschen National-Literatur“ (1881), G. Webers „Allgemeine Weltgeschichte“ (1880), noch unrichtige Tage angegeben, ja sogar ein so berühmter Literaturhistoriker wie Goedeke bringt in einem 1881 erschienenen Hefte seines „Grundriß“ eine falsche Angabe über diesen Fall. Auch der im Verlage des Verlegers der „Neuen Welt“ erschienene „Omnibus“ illustrierter Volkskalender“ meldet in seinem Jahrgang 1881 und 1882 in seinem Geschichtskalender am 18. Mai lakonisch: 1786 geb. Ludwig Börne, Frankfurt a/M., vorzüglicher Publizist. — Charakteristisch ist an diesen divergirenden Meinungen jedenfalls, wie Kritiker, Geschichtsforscher und — Schreiber über den Geburtstag eines Mannes, der eine so hervorragende politische Rolle im 19. Jahrhundert gespielt, so schlecht unterrichtet sein konnten, oder doch eine bereits erfolgte Richtigstellung gar nicht kannten.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Fortf.) — Im Anabensinar. Ein Stück aus meinem Leben. Von A. R. — Einheimische und exotische Archibeen. (Mit Illustration.) — Macbeth und die Hexen. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau: Rom in Wort und Bild. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Wann ist Ludwig Börne geboren?

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. H. W. Diez in Stuttgart.